

Blick in Zeitschriften

Nach Osten in den Süden

«Dort Morgenland! Die Wiege des Menschengeschlechts, menschlicher Neigungen und aller Religion.» So emphatisch klang Herders Lob des alten Indien. Mit seinem begeisterten «Indertum» bereitete er den Weg zu jenem Indien-Enthusiasmus der Romantiker, den Hegel als «Indomanie» kritisierte. Für Martin Kämpchen, der das neuste Heft der Zeitschrift «die horen» erarbeitet hat, stellt die Indien-Romantik des 19. Jahrhunderts eine erste «Indien-Welle» in der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte dar. Zwei weitere «Indien-Wellen» haben Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts und nach dem Zweiten Weltkrieg überrollt. Ihnen ist das «horen»-Heft gewidmet. – Dabei ist ein erstaunliches Missverhältnis zu beobachten. Denn die Indien-Erfahrungen nach 1945 manifestieren sich offensichtlich eher dürftig in «wertvollen erzählenden Texten» und überhaupt nicht in «bedeutenden philosophischen Essays». So präsentiert sich der zweite Teil der Anthologie «bedenklich schmal». Eine Ausnahme bildet das Kapitel über Günter Grass und seine beiden Kalkutta-Aufenthalte, die in seinem Werk deutliche Spuren hinterlassen haben; besonders in dem Reisetagebuch mit Zeichnungen und Aufzeichnungen vom zweiten Aufenthalt in Kalkutta 1986/87: «Zunge zeigen».

Nicht als religiös-romantisch inspirierter Morgenlandfahrer war Günter Grass nach Indien gereist; aber auch ihn motivierte – wie er selber gestand – so etwas wie jene Europa- oder doch zumindest Deutschlandmüdigkeit, die zahlreiche deutsche Denker und Dichter in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in Wirklichkeit oder in der Imagination nach Indien pilgern liess. Hermann Keyserling sprach es aus: «Europa fördert mich nicht mehr. Zu vertraut ist mir schon diese Welt, um meine Seele zu neuen Gestaltungen zu zwingen.» Italien, das Land der deutschen Seelensehnsucht, lag jetzt auf dem Subkontinent Indien. Meine Italienreise müsste nach Indien gehen», notierte Franz Baermann Steiner. Nach Osten führte der Weg in den Süden.

Das Ausmass der Indien-Sehnsucht, die sich bis zur Hysterie steigern konnte, zeigte sich, als das inkarnierte Indien in der Gestalt und Person des Literaturnobelpreisträgers Rabindranath Tagore nach Europa kam. Die ganze «Inderei» ging den Karikaturisten des «Simplicissimus» und einigen Kabarettisten schnell auf den Geist. In Erich Weinerts Gedicht «Tagore» lautet eine Strophe: «Rabindranath macht Mondgerüche. / Es wird gestöhnt, es wird geklatscht. / So manches Glück geht in die Brüche, / Wo über der mondänen Psyche / Tagore geistig maharadscht.»

Rainer Hoffmann

«die horen». Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Band 4, 1999. 276 S., DM 24.–. (Bezugsadresse: Johann P. Tammen, Wurster Strasse 380, D-27580 Bremerhaven)

Debussy, Boulez, Pollini

Ein Klavierabend in der Tonhalle Zürich

Liegen sie denn so weit auseinander, Claude Debussys Douze Etudes von 1915 und Pierre Boulez' Deuxième Sonate (1947)? Maurizio Pollini bringt sie einander näher: durch Sensitivität, Anschlagkultur, strukturelle Deutlichkeit – und durch eine Musikantik der feineren Grade. Zu Beginn der Ohrenschaus pur: Debussys späte Etudes sind nie populär geworden – und liessen doch so manchen Vergleich etwa mit «Children's Corner» zu. Unter Pollinis Händen spielt Clarté ohne Trockenheit, prikkelnde Brillanz ohne schneidende Schärfe. Gelegentlich – nicht nur in «Pour les tierces» – gibt das Pedal ein ganz leichtes «voilé» frei, aber nie so vernebelt, dass klangliche Unklarheit aufkommt. Stets verströmt da mehr als bloss ein Hauch spielerischer Leichtigkeit, fast spassiger Fröhlichkeit, etwa nach der Devise: Etüden, jaja, man nehme sie (spieltechnisch) ernst, aber musikalisch niemals tierisch ernst. Boulez' Zweite Klaviersonate ist ein Stück Musikgeschichte: strukturell näher bei Anton Weberns Glasperlenspielen (etwa den Variationen op. 27) als bei Debussys Lapidarität. Pollini vermittelt die vier Satzcharaktere geradezu anschaulich. Im Lento-Satz lässt er die dynamische Steigerungskurve sprechen, als wär's ein Adagio von alters her. Die 29 Spielminuten stellen Ansprüche: an die Gedächtnisleistung des Pianisten und an die Durchsitzwilligkeit des Zuhörers. Das Publikum nahm's von der spielerischen Seite. Als Dreingabe: Debussys «Des pas sur la neige»: ein schlagendes Beispiel in der Pianissimo-Palette dafür, wie viel mit wie wenigen Tönen ausgedrückt werden kann. Jedenfalls war der Bogen zum Beginn gespannt.

Vor der Rückschau

Rauris mit prominenter Besetzung

Jdl. Die 30. Rauriser Literaturtage, die heuer vom 15. bis zum 19. März in der kleinen Salzburger Gemeinde stattfinden, stehen ganz im Zeichen einer Rückschau. Prominente Autoren, die seit der Gründung der Veranstaltung im Jahr 1970 in Rauris zu Gast waren, werden gelesen und diskutiert. So unter anderem Norbert Gstrein, Raoul Schrott, Ruth Klüger, Adolf Muschg, H. C. Artmann, Franz Hohler und Christoph Ransmayr. Die fremdsprachige Literatur ist mit Dževad Karahasan und Dragana Tomašević vertreten. Erstmals in Rauris anwesend ist der letztjährige Böhner-Preisträger, Arnold Stadler.

Auf der Kippe



Eben noch hat das Kind geweint; wenig später haben sich die Wellen des Ausser-sich-Seins gelegt, und das Kind schaut ein bisschen leer und ein bisschen erschöpft in die Welt. Es ist kein Zufall, dass jemand dem Kind gerade jetzt einen Ball in die Hände gedrückt hat. Er soll mithelfen, die Reste der Erschütterung zu zerstreuen. Die Vertreibung des Schmerzes gilt als abgeschlossen, wenn die Tränen endgültig getrocknet sind und der Blick des Mädchens wieder so leuchtet wie gestern und vorgestern. Diese erstaunliche Photo zeigt die nur kurz sich öffnende Kluft zwischen einem Schmerz und seiner Auflösung. Das Gefühlsleben des Kindes ist für Augenblicke (sozusagen) in ein Stottern geraten. Das Kind hält den Trost zwar schon in Händen, aber es kann seinen Kummer dann doch nicht so schnell vergessen/verdrängen/aufgeben/verwinden. Statt dessen zeigt es, was es tut: es «verschmerzt».

Wir wissen nicht, welche Vorgänge das Wort «verschmerzen» beschreibt; wir wissen nur, was es meint. Wir schauen in das ausdrucksstarke Gesicht des Mädchens und stellen fest, dass das Wort verschmerzt nichts von der Tätigkeit dieser Ausdrucksarbeit erfasst. Das Wort ist faul. Es ist auf die einfachste Art von dem Substantiv Schmerz abgeleitet und bildet darüber hinaus nichts ab. Wir nehmen ungefähr an, dass ein Schmerz, indem wir ihn verschmerzen, nicht bei uns bleibt, sondern weiterzieht in ein Nirgendwo, wo er entweder vergessen oder bis zur Erzählbarkeit weiterbearbeitet wird und dann als überwun-

den gilt. Wie sollen wir uns dieses Nirgendwo vorstellen? Ist es eine Art Depot, in dem darüber entschieden wird, wie wir unsere Erlebnisse verarbeiten und was für eine Sorte Mensch wir dabei werden? Oder was sollen wir uns sonst vorstellen? Wir wissen es nicht, und schon haben wir neuen Grund, etwas zu verschmerzen; in diesem Fall (und zum Glück) nur die Leere eines pompösen Worts.

Wilhelm Genazino

Sandelholz und Kakerlaken

Rohinton Mistrys Streifzug durch ein parsisches Miethaus

Mit gelegentlich gemischten Gefühlen beobachtet man, wie sich die Weltkultur um *global village* ein- und ausrichtet. Dabei irritiert nicht so sehr, dass auch der dortige Marktplatz Modeströmungen unterworfen und nicht alles Angebotene von der wünschenswerten Qualität und Dauerhaftigkeit ist; sondern eher, dass das universale Angebot – einmal mehr – in erster Linie den punkto Zahlungskraft und Bildung privilegierten Kunden aus dem Westen verfügbar ist. Bis hin zu dem Punkt, wo Kulturschaffende aus den Ländern der sogenannten Dritten Welt nicht nur ihren Wohnsitz, sondern auch ihre Leserschaft vorab in Europa und Amerika suchen müssen.

Auch der 1952 in Bombay geborene Rohinton Mistry gehört zu denjenigen, die den Gang ins freiwillige Exil – seit fünfundzwanzig Jahren lebt er in Toronto – mit literarischen Evokationen der Heimat kompensieren. Die im Original 1987 publizierte Sammlung von Erzählungen, mit denen er sich auf seinen stark beachteten Erstlingsroman «Such a Long Journey» (dt. «So eine lange Reise», Benziger 1994) vorbereitete, ist jetzt in deutscher Übersetzung erschienen: wie der Roman sind sie im parsischen Milieu von Bombay angesiedelt, und sie antizipieren schon die geschlossene Erzählstruktur in der weitgehenden Einheit des Handlungsortes und der gelegentlichen Wiederkehr einzelner Figuren.

Der globale Wohnblock

Der Schauplatz von Mistrys Geschichten darf realiter wesentlich universalere Charakter beanspruchen als die fröhlich-bunte Vision des Weltendorfes. Die Fassaden der Mietblocks am Firozsha Baag, wo sich mehr oder minder zur Mittelklasse zählende parsische Familien einquartiert haben, sind so anfällig auf schmutzige Patina wie irgendwo, die Klatschbase des Hauses geht lediglich etwas subtiler vor als ihr kanadisches Pendant, das in der letzten Erzählung auftritt – und während sich die Kinder im Hof spielend, zankend und notfalls mit Fäusten auf den Lebenskampf vorbereiten, werden innerhalb und zwischen den Wohnungen die subtileren Kleinkriege der Erwachsenen ausgetragen.

Hier freilich kann die Wahl der Mittel gewisse Einblicke in die fremde Kultur vermitteln. Die konventionelle Waffe ehelicher Schikane gewinnt an Schärfe, wenn ein alternder Gemahl von mässiger leiblicher und seelischer Anmut sie gegen eine junge Frau richten darf, deren tiefe Religiosität ihr die unbequeme Unterwerfung diktiert, zugleich aber auch ein intimes Refugium öffnet.

Die Geringschätzung gegenüber einer zur Schattenexistenz des dienstbaren Geistes Verurteilten offenbart sich unbefangener, wo das soziale System von der Ungleichheit der Menschen ausgeht; wobei der Erzähler hier eine Art phantastisch-stimmiger Gerechtigkeit schafft, indem sich die ungelebten erotischen Bedürfnisse der alternenden Dienerin im nächtlichen Erscheinen eines Inkubus manifestieren, der am Ende durch eine groteske Volte auch für ihre Herrschaft erschreckende Realität gewinnt.

Freilich gibt es auch Situationen, wo modernere Denkweisen die Machtverhältnisse umkehren: Untermieter, einst als «zahlende Gäste» halblegal einquartiert, haben dank umfassendem Rechtsschutz nicht nur dauerhafte Ansprüche auf ihren Teil des Etablissements, sondern können es auch wagen, diese mit mancherlei unerquicklichen Immissionen geltend zu machen. Und es gibt Einzelne, die sich – mit unterschiedlichem Erfolg – gegen das enge Geflecht von Traditionen und gesellschaftlichen Verbindlichkeiten stemmen: die frisch verwitwete Frau, welche die Erinnerung an das Sterben ihres Mannes nicht bei unzähligen Kondolenzbesuchen bis zur Geschmacklosigkeit wiederkäuen mag und deshalb mit einigem Geschick die Konversation ihrer Gäste auf Abwege lenkt; oder den Halbwüchsigen, den auch die offenherzigsten Avancen der ersten Geliebten nicht aus dem Bann einer allumfassenden mütterlichen Zuneigung befreien können.

Enge Verhältnisse

Die Enge der räumlichen und menschlichen Verhältnisse, die unfreiwillige Vertrautheit aller mit allen schafft ein stickiges Klima, das durch zahlreiche olfaktorische Impressionen noch intensiviert wird. Nur selten verwöhnt dicker, befriedigender Curryduft oder der feine Rauch geweihten Sandelholzes das imaginative Riechorgan des Lesers: ein verunglückter Toilettengänger mit halb heruntergelassener, fleckiger Pyjamahose bestreitet gleich den ersten Auftritt des Buches, die füllige Witwe Najamai wandelt stets in einer Wolke ranziger Essensdünste, der ungeratene Sohn des Dr. Mody tut sich vorab durch die musikalischen Kapazitäten seines Hinterviertels hervor. Mutter Boyces Toast, auf spuckendem Feuer zubereitet, schmeckt nach Kerosin, von der Strasse wälzen sich Lärm und Benzingestank durch die Fenster, und beim Ausflug zum nahen Strand von Chaupatty erwarten einen nicht etwa reinigende Meeresfluten, sondern ein Gewässer, dem «das

Schweizer Ausstellungen

Das Werkzeug des virtuellen Malers

her. Vor fünf Jahren hat der Genfer Künstler Hervé Graumann (1963) ein durchaus eigenwilliges Alter ego aufs Netz gebracht, den virtuellen Maler Raoul Pictor, unablässig auf der Suche nach seinem Stil und willens, jeden Besucher der «Site» via Tintenstrahldrucker mit einem zwar grauenhaften, dafür aber vermutlich einzigartigen Bild zu beschenken. Dieser eigenartige Umgang mit den Möglichkeiten neuester Technologien prägt auch die übrige Arbeit Graumanns, wie seine gegenwärtige Ausstellung im Genfer Centre pour l'image contemporain Saint-Gervais zeigt. Zum Beispiel gibt es da einen kurzen Videoloop zu sehen, der ganz offenbar mit einem enormen manipulativen Aufwand geschaffen wurde: Über einem mit Papieren, Scheren, Schreibstiften und anderen Bastelhilfen vollgestellten Arbeitstisch fliegen Leimtüben oder die Deckel von Farbdosen kreuz und quer durchs Bild und treffen regelmässig im Flug aufeinander, um die Reise gemeinsam fortzusetzen. Ein rasantes Stilleben also, das all jene Malmittel und Utensilien vorführt, die der Maler Raoul wohl brauchen würde, wäre er aus Fleisch und Blut – kein Wunder, wirken die Gegenstände fabrikmäßig und unbenutzt. Die Kluft zwischen dem oft riesigen technischen Aufwand in den Arbeiten von Graumann und dem eher bescheidenen Resultat erinnert ein wenig an Nam June Paiks Maxime von der «antitechnologischen Technologie». Wie Paik scheint auch Graumann zunächst eine rigorose affirmative Haltung gegenüber der Potenz der neuen Technologien einzunehmen – die Ergebnisse sind jedoch so simpel, dass wir oft unvermittelt lachen müssen und uns fragen, wie es hat kommen können, dass wir diesen neuen Technologien für Individuum wie Gesellschaft eine derart grosse Bedeutung zugeschrieben haben. Währenddessen sucht Raoul Pictor unverdrossen nach seinem eigenen Stil.

Hervé Graumann. Centre pour l'image contemporain Saint-Gervais, Genf. Bis 19. März. Kein Katalog. Atelier-Adresse von Raoul Pictor: www.ave.ch/raoul/pictor.html

Geburtstagskarten nach Chur

lin. Als Geste ist die kleine Ausstellung gebauertnd: Der Bündner Kunstverein feiert seinen 100. Geburtstag, und zehn Schweizer Museen gratulieren – mit Bildern, die sie leihweise nach Chur geschickt haben und die einen Bezug zur Kunstsammlung der Bündner Hauptstadt aufweisen. Die Sammlung des Bündner Kunstvereins ist seit 1902 im Aufbau, setzt vor allem auf Schweizer und Bündner Kunst und wird seit 1919 in den Räumlichkeiten der Villa Planta gezeigt. Die Leihgaben der zehn Museen zeigen Bezüge zur Churer Sammlung auf, betonen Stärken und Lücken, fordern in der Konfrontation mit zeitgenössischer Kunst zu Interpretationen heraus. Meret Oppenheims surreale Zeichnungen und das Röntgenbild ihres Schädels aus dem Kunstmuseum Bern stellen einen Bezug zum Werk Angelika Kauffmanns, zu ihren Porträts und allegorischen Gemälden, her, Felix Vallottons geheimnisvolle Landschaft «La Mare (Honfleur)» von 1909 aus Basel denjenigen zur Kunst um 1900 von Hodler, Segantini und Amiet, während Jean-Frédéric Schnyders 35teilige «Landschaft» aus Aarau aus der Position der heutigen Malerei die Tradition der Motive befragt. Aus Zürich korrespondiert der dramatisch konzipierte «Sturz der Sappho» (1897) von Ernst Stückelberg mit dem hauseigenen Historienbild «Der letzte Ritter von Hohenrätien stürzt sich in den Abgrund der Via Mala». Doch statt diese Werke in die Churer Sammlungspräsentation temporär zu integrieren und die Bildkollektion damit etwas in Bewegung zu bringen, werden die Leihgaben, von der Sammlung separiert, im nüchternen Saal für Wechselausstellungen den Wänden entlang aufgereiht wie übergrosse Geburtstagskarten. Ob das Alphabet der Herkunftsorte der Gratulanten ein sinnvolles Kriterium für die Hängung ist, bleibe dahingestellt – die Bilder hätten sich wohl eher nach Gesellschaft in der Sammlung gesehen (Vallottons «La Mare» auch nach besserer Beleuchtung). In der Sammlung selber verweisen wie in einem museumspädagogischen Suchspiel auffallend gelbe Sterne an den Referenzbildern auf die Gastbilder. Mnemotechnik ist auf alle Fälle gefordert.

Chur, Bündner Kunstmuseum (Postplatz), bis 26. März.

Schicksal beschieden (war), das Finale der alltäglichen Lebensfunktionen zu schlucken».

Mit dieser Milieuschilderung, die noch die gesellschaftlich avanciertesten Hausbewohner – den Arzt, den Anwalt, den Bibliothekar – mit dem Miasma der Armut umgibt, wird gleichsam die Apologie für den Département Kersi Boyces geleistet, der Figur, die sich im Lauf des Buches zumindest teilweise als Repräsentant des Autors zu erkennen gibt. Wie Mistry selbst emigriert Kersi nach Kanada, wie dieser realisiert er – im doppelten Sinn – erst dort seine Herkunft, indem er der Kindheitswelt schreibend Gestalt gibt. Er wird damit, immerhin, eine glücklichere Existenz im Zwischenreich der Sehnsucht führen als sein fiktiver Vorgänger Sarosh, dessen Versuch, in der Fremde wahrhaft ansässig zu werden, am unüberwindlichen Widerstand gegen die Klobrille scheiterte: und dem, endloser Verstopfung halber, «das Leben im Land von Milch und Honig bloss ein Schmerz im Hintern» war. Angela Schader

Rohinton Mistry: Das Kaleidoskop des Lebens. Aus dem Englischen von Matthias Müller. Krüger-Verlag, Frankfurt/M. 1999. 287 S., Fr. 35.–.

Kulturnotizen

Eigenständige Gestaltungskraft. Helen Meier erhält den Droste-Preis 2000 der Stadt Meersburg. Der Preis wird alle drei Jahre verliehen und ist mit 10 000 Mark dotiert. Die Jury würdigt mit der Auszeichnung Helen Meiers eigenständige Gestaltungskraft und ihre unverwechselbare Sprache. (sda)

Leipziger Opernchef. Der Intendant der Oper in Montpeller, Henri Maier, wird neuer Chef der Leipziger Oper. Maier tritt die Nachfolge von Udo Zimmermann an, der 2001 die Deutsche Oper Berlin übernehmen wird. (dpa)